



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 1.

Salle S., den 1. Januar 1916.

Erscheint jeden Montag.

„Glückwünsche“.

Von W. Frad.

(Nachdruck verboten.)

Als wir noch Kinder waren, tauchten in diesen ein wenig melancholischen Tagen nach Weihnachten als zeitgemäße Zerfäße der Auslage beim großen „Galanteriewarenlager“ so gut wie beim kleinen Schreibwarenhandel der Vorstadt die herrlich verpackten Glückwunschkarten auf. Da gab es glänzend vergoldete Embleme und geritzte Blumenkränze, süße Malereien, Silberne Monogramme und auch „Scherzblätter“ oder was man in den guten beschriebenen Zeiten eher dafür zu nehmen gelohnt war. Unter diesen kunstgewerblichen Scheußlichkeiten, denen erst unsere Freude am Historischen, am Biedermeierum, am Großvatertraum wieder den Matel, häßlich, „fittwürdig“ genommen hat, dehnte sich die schimmernde Fläche eines großen Papierbogens, und den hatte man mit einer Paraphrase von „Ich gratuliere“ zu füllen. Die Glückwunschkartenbogen zu kaufen, zu wählen, das war ja ganz schön, aber nach den wohlgelesenen Worten luden für die und jene Persönlichkeit, das hat manchen von uns die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr — im wörtlichen Sinne — verfallen. Denn damals suchte man ja noch individuelle Wünsche, zumindest für die Kinder der Bürger verlangte das die Etikette. Die Großen hatten schon angefangen, sich mit Witzkarten und ein paar Biergläsern zu helfen, und ganz moderne Leute ließen sich besonderen Spruch vom Drucker setzen und verpackten dann süßlich nach einer Liste, an der man sorgsam gearbeitet hatte, die man dann aber auch fürs nächste Jahr bewahrte, die „aufrichtigen und herzlichen Wünsche zum Jahreswechsel“. Es schickte aber nicht an Adressierten, die das unehrlich und unglücklich fanden, wie sich ja auch noch vor zehn Jahren kaum ein wohlzogener Mensch unter Kreuze hätte erlauben dürfen, ein privates Schreiben zu bitten, mit der Maschine tippen zu lassen, trotzdem die Väter unserer Großväter sich nie gekümmert hatten, die Hand ihres Schreibers die eigene erheben zu lassen. Man denke nur an den gewiß auf alle Form bedachten Weimarer Geheimen Rat von Goethe, der fast alle, und waren es noch so vertrauliche Mitteilungen, in fremder Schrift, nur mit der eigenen Hand Zeichen gefertigt, vor sich gab.

Es dauerte denn auch nicht lange, und mit den verpacktesten Papierbogen verschwanden, von der Technik geht, die liebenswürdigen Schmuckel der Sitten. Wohl gab es — in Friedenszeiten natürlich — noch die berühmte Gratulationscoucou im Weißen Saal des Berliner Kaiserpalastes und die offiziellen Neujahrsempfänge bei Hof; aber die obligatorischen Neujahrsglückwünsche haben doch in der Großstadt wenigstens aufgehört. Durch Jahrbücher hatte dieser Brauch beibehalten, von den Tagen der französischen Könige über die Revolution und der Bismarckzeit zu diesem Hofe herorgeholt wurden. Langsam war an die Stelle der persönlichen Wünsche die symbolische getreten; die Herrschaft der Witzkarten hatte begonnen. Da man schon im 17. Jahrhundert es in Paris unmöglich gefunden hatte, in eigener Person jedem, dem man beruflich, gesellschaftlich oder galant verbunden war, ein gutes und schönes neues Jahr zu wünschen, war ein Brauch, den man „serrire aux portes“ nannte, aufgetommen. Ausjeden gab es erst wenige; man ließ sich also in der „chaise“, der Sänfte, von Haus zu Haus tragen und der Wirtin notierte den Namen der Dame oder des Herrn, der so seine Aufmerksamkeit — nicht macht vor dem „Lor“ daher — demais wird wohl irgend ein einfallsreicher Taugenichts, der eben von einer am Spielstisch durchwachten Nacht kam, die Witzkarte erfunden haben: er trüfte eines der feinen Witzchen, das zur Begünstigung und Verbesserung des Glückes dienete, eine Spielkarte, und malte auf die leere Rückseite seinen Namen. Bald darauf war die Witzkarte besonders für den Neujahrswunsch so eingebürgert, daß die „petite post“ für Paris es übernahm, regelrecht zu diesem Zweck hergestellte Witzchen nach einer Liste von Haus zu Haus zu bestellen. Man schrieb wohl noch manchmal ein Wort darauf je nach den Temperamenten der menschlichen Begabung, die sie zu erhalten bestimmt waren, begleitete sie mit Geschenken — aus denen dann die mehr oder minder unheimlichen „doublons“ wurden — aber in Frankreich die in Deutschland herrschte jekt das Schema: die Karte formt die des persönlichen Ausdruckes. Der mächtigen Ausländer, der viel-

leicht erst unsere Zeit ein endgültiges Ende machen wird, gehörend, ihrteb man am 1. Januar „p. 1.“ auf die Witzkarte: pour teletter = „Ich gratuliere!“

Merdingen muß man zugeben, daß die Karten vergangener Zeiten hübscher, bewegter, auch in ihrer Einformigkeit noch herrlicher waren als unsere. Wir lassen ja noch der Mode auf großem oder kleinem Stielam dünnem oder fast ungerbrechlich steifem Karton unseren Namen setzen,



Neujahr 1916.

Von Ernst Theodor Müller.

Ein neues Schwertjahr liegt aus dunklen Grunde Im Weltgewirr auf zum Turm der Zeiten Und prüft ersehnernd, wie die Selger gleichen An Gottes Ihr zur großen Schicksalsstunde.

Noch flammst das Kriegesglühn am Himmelsrunde — Doch über nachstehanger Bergesweiten, Da ruhslos aufwärts deutsche Fahnen schreiten, Glühst liegesstül schon heilige Morgenkunde.

Wir aber wollen auf den Anien stehen, Daß nicht vergebens blut'ge Schwerter sän, Daß nicht umsonst das große Leid geschauert!

Daß heilige Saaten trag' die kausche Erde! Daß Deutschland weit und hart und herrlich werde, Frieden zu hüten, der Geschlechter dauert!

Aus dem ersten Januarheft des J. E. Frobenius von Gottlieb herausgegebenen „Tämers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).



Kristkralen fligen Wappen und Krone hinzu. Je satonischer, desto vornehmer! Früher schmückte man die Witzchen mit Ornamenten, ja wirklichen Bildern, Architekturen, von Empirefingerringen gerahmten Familien- oder Einsprüche. Alle Silberänderungen und Silbänderungen: könnte man aus einer Witzkartenstube heranzupfen, in der von Großmama bis zur Enkelin etwa die Zeichen nicht gemacht, aber empfangener Besuche gesammelt worden wären. Neben der Silhouette des Ahnenstammes fände man die Palette des Malers, die Waage des Wirtin, ja sogar das Ruberbüchchen und andere Instrumente der Kosmetik sein süßlich gestochen auf den Witzkarten — und alle, alle haben Glück gewinnigt. Bis in den letzten „englischen“ Zeiten solcher Firtelung verpönt war, jeder Schmauß, jede Begleitung auf den Träger, die Trägerin der Karte forbleiben mußte und der Ruspferd, die Witzgonghie wiederum nur den Namen mittelte. Trotzdem sollen zu Ende des 19. Jahrhunderts in Bayern an dem einen Neujahrstage allein 80 Millionen Witzkarten abgemworfen“ worden sein. Ein fleißiger Statistiker hat es berechnet, als ein Todesstich diesem Brauch drohte. Die Verwendung des vielen schönen Papiers, die Aufschüttung des aufgewendeten Geldes wurde als volkswirtschaftlich stichhaltiges Argument angeführt, zumal die Sitte schon so etrariert war, daß manche heute nicht mehr wußten, von wem sie Karten bekommen, Glückwünsche empfangen hatten. Nur wer sehr empfindlich war oder erst früh in einer bestimmten Gesellschaft fallen wollte, gab genau acht, ob er niemanden — nach oben! — verpessen habe, ob ihn niemand übergegangen. — Das „Aberwiesen“ war auch längst zu schwierig geworden. Man muß nicht mehr vor den Leuten vor, man beschickte die Karten mit der „gewöhnlichen Heil“, nämlich sogar im offenen Auer, ganz gemein nach dem Deutschentatuz. Von Herzlichkeit und persönlicher

Annuit war höchlich bei dieser Art nichts mehr übrig geblieben. Verächtlich wie die Gille geworden war, war denn auch der vorgeplagene Griech; hat der Witzkartenstube Wünsche sollte man das Geld wohlfrümmig Zweck anwenden. Die Etikette ist in den Dienst der Sozialpolitik getreten. Es ist bekannt, daß diesem Vorstich viele folgten; die kleine Freude, den eigenen Namen in seinem Blatt gedruckt zu sehen, mag auch eine Rolle gespielt haben. Und vielleicht wäre der Glückwunsch aller an alle so wirklich ganz verschwunden und nur jene mündlichen oder schriftlichen Gratulationen wären übrig geblieben, die in einem persönlichen Gespräch des einen Menschen für einen anderen Menschen ihre Wurzel haben, wenn nicht die Drucker und Papierfabrikanten, die Kupferstecher und Lithographen aufbegehrt hätten und es auch durchgesetzt, daß amtliche, höfliche und offizielle Stellen zum großen Teil an alten Braude der Geschäftswelt wegen fehlhätten. Wo es aber einmal zu brodeln anfängt an einem so alten Bau der Neude und Moden, da ist bald kein Halten mehr. Die Neujahrspost wird von Jahr zu Jahr kleiner, die Motive der Leute, die einem noch ihr „Ich gratuliere“-Sprüchlein auflagen, scheinen immer durchsichtiger zu werden. Die Kellame hat sich dieser Form bemächtigt, deren altmodige Requisiten der schön gezeigte Kinderglückwunsch, das „Wohlbüch“ und der Hofe hausausdauer waren und noch sind. Und ich denke, in diesem Jahr wird es mit Recht an Silbman nie, fehlen; die rufen: Es gibt keinen besseren Wunsch zum neuen Jahr als den, der sich in die Tat umsetzt, in die Wohlfahrt, einem Bekannten oder Unbekannten, der im Kriege oder am Kriege leidet, erwieien!

Denn wir dürfen eines nicht vergessen: Soll der Neujahrswunsch mehr sein als ein konventioneller Gruß, den man ganz äußerlich jedem bietet, dem man auf der Lebensstrophe nach genug begegnet, so muß ein der Zeit, der besonderen Stimmung, der besonderen menschlichen Beziehung gemäßer Ton zumindst miffingen in der Jahr für Jahr wiederholten Formel. Sonst ist's im besten Fall ein Händrud im Vorbeigehen! Ich wünsche die . . . Ich wünsche Ihnen . . . Was? Selbst die banale Wendung scheut vor einer engen Umgrenzung, einer Bestimmtheit, die erst dort möglich ist, wo man des anderen Dafeinspiel, täglichem Zweck und über den Tag hinausgehende Sehnsucht zu kennen vermerkt. Darum hat sich die Formel eingebürgert: „Was Sie sich selbst aufs innigste wünschen.“ Es ist fast so wie mit den Geschenken, den benutzten Geschwütern der Wünsche; man hat nicht sehr viel Spürhinn und Herzensstalt. So ist es schwer, das Gefühl zu wählen, das den anderen wahrhaft befriedigt und doch zugleich — sonst ist das Gefühl des rechten Scheitens unerfüllt geblieben — eine Marke des Gebers in sich trägt und so für die Beziehung selber zu einander ein Zeugnis ist, beredt wie ein ganz fein abgebotener Brief, dessen Sprache ja auch gewissermaßen die Sprache sein muß, damit er bei der inneren Eigentum werden kann. Da hilft man sich oft, indem man den Menschen, den man bedenken will, selbst wählen läßt, was ihm, ganz wenige Ausnahmefälle abgesehen, nie hüßlich gefunden habe. Wünsche, das ist ja allerdings leichter als Idenken; man muß nur die Herzlichkeit — oder ihre Gebärde — nicht auch ihren Preis aufbringen. Trotzdem, man schwante oft, sagt vielleicht: Was soll ich dem wohl wünschen? Und einigt sich auf dieses dumme Wort vom „Glück“. Was das dann ist, dieses Glück, das man gewinnigt hat, das soll gefälligst jeder selbst entscheiden, Punktum!

So war's bisher, so ist's nicht mehr. Da lebt keiner unter uns, dem nicht ein es in diesem Jahr zu wünschen wäre. Da ist keine unter uns, die nicht fürs nächste Jahr einen Wunsch in sich trägt, so heiß und so wahr und so stark . . . Niemand wird fragen, was soll man denn diesem Jüngling, jener alten Frau Besondere wünschen; denn an diesem Neujahrsmorgen wird uns alle ein Wunsch einen, dessen Erfüllung dem einzelnen wie der Gesamtheit dient. Ich brauche den Glückwunsch nicht auszusprechen, auch auf eine Witzkarte wird ihn wohl kein Vernünftiger schreiben und gewiß nicht in der mobil-französischen Abfirtung „p. 1.“. Diejem einen uns alle verbindenden Neujahrswünsche entsprechend wollen wir handeln.

Eine Fremdwörtertragödie ohne Moral.

Von Sigmar Mahring †.

(Nachdruck verboten.)

Serr Gashoj: Bitte, sieben Sie sich endlich zurück. Sie werden hier fältig.
 Monsieur Sötel: Parbon! Aus welchem Grunde? Ich bin hier hier hunderte Jahre einabürgert. Seber Berliner, jeder Deutsche kennt mich. Allerdings auch jeder Angehörige einer Kulturstation.
 Gashoj: Was wollen Sie damit sagen? Gehöre ich keiner Kulturstation an?
 Sötel: Ah bien! Demais, als ich mich hier noch nicht angehebelte hatte, galt Deutschland ganz gewiß nicht als Kulturstation!
 Gashoj: Unerschämtheit!
 Sötel: Voilal! Lassen Sie mich aber den Gas zu Ende führen. Ich meine, weil es damals noch kein Deutschland gab,

nur einige Duzend Staaten, in denen das Volk deutsch redete, der Gebilbe aber bis zum Hürten hinauf französisch. Das ist der Grund meiner Sympathie für Ihr Land. Man schäute alles, was französisch war, — und nichts als das. Darum ließ ich mich hier nieder.
 Gashoj: Gott sei's geflagt. Man hätte Sie recht gut entbehren können, und jetzt erst geht man's ein, wie entbehrlich Sie uns wirklich sind.
 Sötel: Ca depend. Sie wollen sich doch nicht von aller Kulturwelt abschießen?
 Gashoj: Der Senker hole Ihre verfluchte Kultur! Geheißel ohne Serkum!
 Sötel: Ah, ab, ab! Nicht so biels, mein Herr! Ich stamme aus dem Zentrum der Welt — aus Paris, mein Herr! Meine

Wonen sind die Kasse der Aristokratie des sechzehnten Jahrhunderts. Das Rathaus in Paris heißt Sötel de ville. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschloßen sich meine Vorfahren, sich auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, — natürlich nur der vornehmen Gesellschaft. Das haben wir Sötels immer so gehalten, auch im Ausland. Aber Sie, mein Herr — nun, Sie wissen ja selbst, was Ihre Familie bei den eigenen Landsleuten allt.
 Gashoj: Verder! Wegen der ewigen Nachsicht und Französelie sieht man uns Freunde Ihres Schlages vor. Das Sie, Windbeutel, über meine Herkunft nicht besser Bescheid wissen, verurage ich Ihnen kaum. Wie soll jo ein oberflächlicher Franzose abnen, woher ich stamme. Lange, ehe man von Ihnen in der Welt was mußte, fanden die Meinigen in jedem Zischen. Sie



